

Epochal uninteressant

Weltweit verschlingen Leser die Autobiografie des Norwegers Karl Ove Knausgård. Warum

nur? Wie ansteckend ist das Virus? Ein Selbstversuch. **Von Sieglinde Geisel**

Es gibt Literatur, die nur als Phänomen interessant ist. Die sechsbändige Autobiografie des norwegischen Autors Karl Ove Knausgård droht auch im deutschen Sprachraum zu einem solchen zu werden. In Norwegen, wo die 3500 Seiten unter dem (in Deutschland nicht salonfähigen) Titel «Min Kamp» erschienen sind, ist Knausgård längst eine literarische Sensation. In den USA wird er wie ein Rockstar gefeiert - dies in einem Land, in dem «foreign literature» normalerweise ein Verlustgeschäft ist, selbst bei Nobelpreisträgern. Nachdem die deutschsprachige Literaturkritik bei den ersten drei auf Deutsch übersetzten Bänden eher zurückhaltend war, ist nun angesichts des vierten Bands «Leben» von Virus, Knausgård-Epidemie und Sucht die Rede. Befallen werden alle Bevölkerungsschichten. Wer einen Band lese, verschlinge auch die anderen, heisst es in der Buchhandlung, und keiner weiss offenbar, wie ihm geschieht.

Dieser Befund ist Anlass für einen Selbstversuch. Nicht alle Menschen sind für alle Viren gleich anfällig. Da ich mich in der Minderheit befinde, will ich nicht für alle sprechen. Was mich betrifft, so kann ich nach 300 Seiten feststellen, dass ich immun bin: immun gegen minuziöse Protokolle aus den Niederungen des Alltags («Ich goss mir Milch ins Glas und leerte es in wenigen langen Zügen. Stellte es zusammen mit dem Teller und dem Messer in die Spüle, legte den Aufschnitt in den Kühlschrank und ging ins Wohnzimmer» usw.), gegen die Vermeldung von nächtlichen Samenergüssen und Ständern («Wieder wurde mein Schwanz zum Specht»), gegen die «grosse Sehnsucht» eines 18-Jährigen, «danach, diesem Dasein zu entkommen, danach, das Leben dort zu suchen, wo es wirklich gelebt wurde». Nie hebt diese Prosa ab, alles wird gleich laut und gleich schnell erzählt, und im Gegensatz zu US-Fernsehserien, mit deren Sogwirkung das Knausgård-Virus gern verglichen wird,

interessiert es mich in «Leben» nicht im Geringsten, was mit der Dänin Lisbeth passiert, ob Karl Ove die christliche Hanne doch noch kriegt oder wie es im elterlichen Haushalt weitergeht, nachdem der gewalttätige Vater ausgezogen ist.

Fünf bis zwanzig Seiten am Tag

300 Seiten, das ist die Hälfte des Buchs, und aufs Weiterlesen verzichte ich, denn warum sollte es auf den nächsten 300 Seiten besser werden? Beim Lesen rinnt mir «die Zeit wie Sand durch die Finger», gerade so wie Karl Ove beim Leben. Einen raffinierten Plot, den man erst vom Ende her begreift, darf man nicht erwarten, denn bei dieser Prosa handelt es sich ausdrücklich nicht um Kunst, sondern um Leben, und zwar um dasjenige, das dem 1968 geborenen Knausgård widerfahren ist. Er habe etwas loswerden wollen, so der Autor, und das Schreiben ging schnell: fünf bis zwanzig Seiten am Tag. Alles soll sich genau so zugetragen haben, wenn auch mit einem Körnchen Sand: Vielleicht sei nicht alles wahr gewesen, was er geschrieben habe, aber dafür ehrlich, so Knausgård.

Nur: Macht die Nähe zum wahren oder wenigstens ehrlichen Leben eine Geschichte besser? Die Wirkungsmacht von Literatur entscheidet sich nicht an der verbürgten Realität, die sie enthält, sondern an der Frage, ob es sich um eine aussergewöhnliche Begebenheit handelt und wie gut diese erzählt wird. Dass es sich um Selbsterlebtes handelt, entzündet nur diejenigen, die sich darin wiedererkennen: In Norwegen haben Familienmitglieder gegen «Min Kamp» prozessiert, Knausgårds Ex-Frau soll sich angesichts der Schilderungen der gemeinsamen Ehezeit in psychiatrische Behandlung begeben haben. Fast immer entsteht Literatur, die sich aus dem unmittelbaren Leben des Autors speist, nach dem Tod derjenigen, die gemeint sind. Dies hat nicht nur menschliche, sondern auch literarische Gründe, denn der Tod setzt Erkenntnisse frei. Ein Leben rundet sich von seinem Ende her, und man sieht Dinge,

für die man vorher blind war. Mit anderen Worten: Es wird aussergewöhnlich.

Am liebsten gleich zwei Adjektive

Wenn jedoch die platte Wirklichkeitstreue keine Rolle spielt – was zeichnet gute Prosa dann aus? In jedem Satz ein neuer Gedanke. Präzise Beobachtungen. Formulierungen, auf die man selbst nie käme und auch sonst niemand – die man eben nur in diesem einen Roman lesen kann. So lauten einige Kriterien eines befreundeten Schriftstellers, der es nicht fassen kann, welche Balken die Literaturkritik sich manchmal vor die Stirn nagelt. Auf Gedanken trifft man in Knausgärds «Leben» kaum («Oh, dies war die Welt, und ich lebte mittendrin» – ist das ein Gedanke?), und schon gar nicht in jedem Satz. Vielleicht liegt es daran, dass (zumindest auf den ersten 300 Seiten) die essayistischen Passagen fehlen, die in den früheren Bänden so gelobt wurden. Präzision dürfte man etwa von Beschreibungen erwarten. «Sie war blass und dünn, mit hellen Sommersprossen und rotblonden Haaren.» «Sie hatte schwarze lockige Haare, markante Augenbrauen und klare blaue Augen.» Usw. Knausgård schafft es bisweilen, seine Substantive gleich mit zwei Adjektiven zu dekorieren, samt einer Steigerung zum Ende hin (wir nehmen jetzt einmal an, dies gehe nicht aufs Konto des Übersetzers Ulrich Sonnenberg): «Sie war neunzehn, hatte einen grossen, massigen Körper und ein rundes, weiches Gesicht mit blauen, fröhlichen Augen und hellen, gekräuselten, dauergewellten Haaren.»

Aber vielleicht sind gerade die vermeintlichen Schwächen das Besondere. Irgendwas muss ja dran sein, wenn alle es so toll finden. Gegen diese Verunsicherung sind auch Literaturkritiker nicht gefeit: «Even when I was bored I was interested», bekennt im «New Yorker» kein Geringerer als der Erzähltheoretiker James Wood. Den ersten Band von «My Struggle» fand er «densely ordinary». Die Banalität sei so extrem, dass sie sich ins Gegenteil verwandle. Hundert Seiten lang wird, nach dem Alkoholtod des Vaters, die verdreckte Wohnung der Grossmutter geputzt, durchaus eine erschöpfende Lektüre, das räumt Wood ein – doch gerade dies sei das Grossartige dieser Literatur: Die Mühe («labor») unseres Lesens vereinige sich mit der Mühe von Knausgärds Schreiben.

Mühe allerdings, im Sinn von Anstrengung, bereitet diese rasch heruntergeschriebene Alltagsprosa weder dem Autor noch den Lesern, egal, ob es sich um verunglückte Liebesgeschichten, steife Besuche beim Vater oder Partys im abgelegensten Nord-Norwegen handelt, wo der 18-jährige Karl Ove als Lehrer angeheuert hat, in der Hoffnung, endlich sein eigenes Leben zu beginnen. «Die Kunst des populären Erfolgs liegt ganz einfach darin, nie mehr in eine Seite zu packen, als der allgewöhnlichste Leser bei seinem normal schnellen, halbaufmerksamen Überfliegen davon ablecken kann», schreibt Ezra Pound. Dies erklärt, weshalb ausgerechnet jene Bücher, die zum Zeitpunkt ihres Erscheinens Lese-Epidemien ausgelöst haben, kaum je den

Test der Zeit bestehen. Erfolg dürfe man nicht mit Wirkung verwechseln, so Heiner Müller.

Um welches rätselhafte Virus handelt es sich bei Knausgärds Prosa? Die Metapher von der Infektion ist in der Literaturgeschichte nicht neu: Gustave Flaubert empfahl seiner Geliebten die regelmässige Lektüre guter Literatur, «mit der Zeit dringt das in uns ein», denn Talent übertrage sich «durch Infusion». Joseph Brodsky schreibt: «Kunst imitiert das Leben nicht, sie infiziert es.» Doch handelt es sich im vorliegenden Fall überhaupt um eine Infektion? Knausgård selbst spricht von einer «Identifikation mit dem Leben an sich», die der Leser in seinen Büchern finde; damit erklärt er sich den für ihn selbst völlig überraschenden Erfolg.

Gerade jene Literatur, mit der wir uns identifizieren, dringt nicht in uns ein. Sie ist zwar ansteckend, doch dabei imitieren wir nur andere Leser, es kommt nicht zu einer Infektion unseres Bewusstseins. Ein Virus wäre etwas Fremdes, doch in Knausgärds Prosa findet sich nichts, was wir nicht schon so oder ähnlich erlebt hätten, und erst recht nichts, was wir selbst nicht genau so sagen würden. Die Worte sind so gewöhnlich, dass sie an uns abperlen. Das Aussergewöhnliche dagegen birgt das Risiko, dass wir uns unserer Gewöhnlichkeit bewusst werden. Der 18-jährige Knausgård, von dem der 40-jährige Knausgård erzählt, will das, was wir alle wollen: der «Bürgerlichkeit» entkommen, in die Freiheit, ins wahre Leben. Und gerade dieser Karl Ove hat uns nichts anderes zu bieten als Gewöhnlichkeit. Damit tröstet er uns über unsere eigene Gewöhnlichkeit hinweg, weshalb ein Autor, der auf eine sehr durchschnittliche Weise von seinem sehr durchschnittlichen Leben erzählt, nicht als gescheitert gilt. Hey, ihm geht es auch nicht besser! Kein Grund zur Sorge! Alles ist gut!